

Unten in der Schlucht, die Schlucht ist so tief

Autor(en): **Rifle, Don**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **26 (1958)**

Heft 7

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-569250>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Unten in der Schlucht, die Schlucht ist so tief.

von Don Rifle

Mit jedem Schritt, den ich auf dem unebenen Weg tat, stiessen meine Schuhe Kieselsteine vor sich her. Das brennend heisse Licht der Sonne fiel kaskadengleich über die gigantischen Kliffs, fing mich wie in einem Trichter ein und erdrückte mich. Die Tragriemen meines Rucksacks waren dunkel geworden durch den Schweiss, der meinen nackten Rücken herabliief und ein feuchtes Dreieck in meinem Hosenboden bildete — am übrigen Körper verdampfte er in einem Netzwerk von Salz. Ich hatte es aufgegeben die Meilen zu zählen, die hinter mir lagen, aber ich wusste, dass noch viele vor mir lagen, wenn ich bis um sechs Uhr die Phantom Ranch zu erreichen hoffte. Rechts, links, rechts, links, rechtslinksrechtslinksrechtslinks — die furchteinflössende Seitenschlucht des Grand Canyon selbst herunter. Ich berührte Formationen, die sich gebildet hatten, ehe es Tiere oder Pflanzen gab, nicht einmal eine Amöbe hat es zu dieser Zeit auf der Erdoberfläche gegeben. Ich überlegte mir leise, als meine Beine ihren Weg suchten, ob die gleichen Felsen nocheinmal in einer Welt stehen würden, auf der das Leben ausgestorben war. Lange Gedanken für einen langen Marsch.

Die meisten Touristen, welche die Phantom Ranch von der Nordecke aus aufsuchen, machen es zu Pferd, aber als mittelloser Student, der nur gute Lungen, kräftige Beine und ein Verlangen nach dem Abenteuer auf der Kreditseite hatte, blieb mir nichts anderes als der Fussmarsch übrig. Der Angestellte im Empfang der Bright Angel Lodge hatte telefoniert und mir ein Bett und eine Mahlzeit reservieren lassen. Alles, was mir nur zu tun übrig blieb, war, loszugehen und die Bestellung einzulösen.

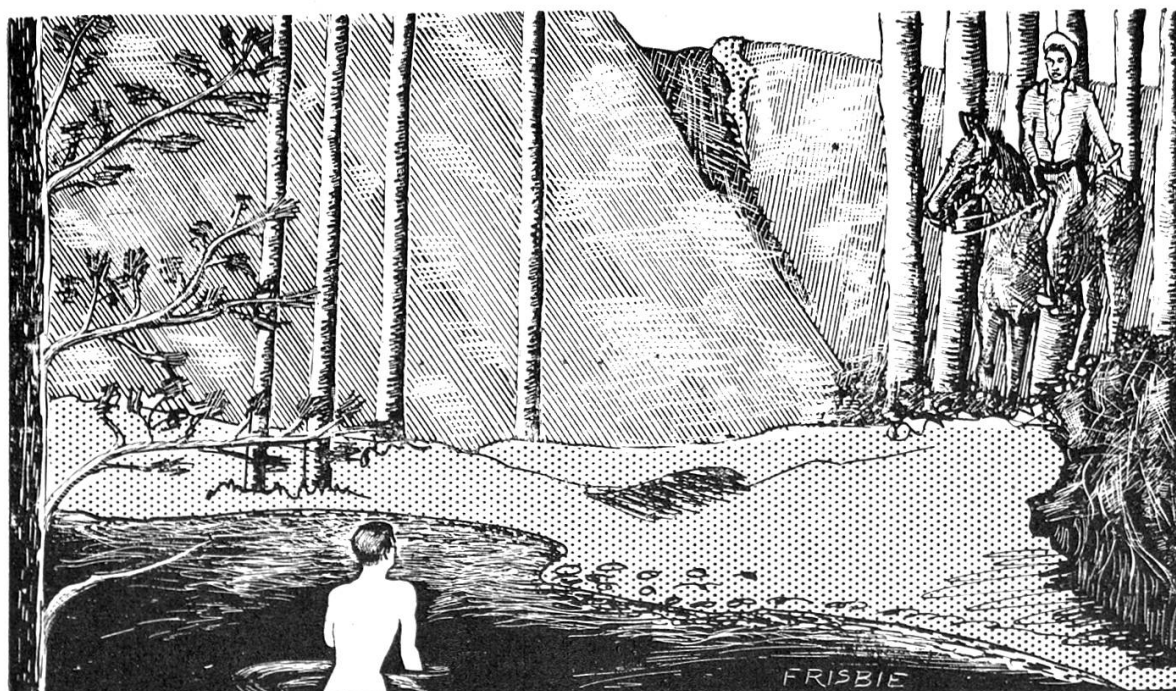
Der helle Arizona-Sonnenschein fiel gesprenkelt durch die Espen, als ich durch den Wald wanderte. Ich schlug die Arme zusammen, um warm zu bleiben. Der Ranger hatte mich gewarnt, dass die Temperaturen unten viel höher wären (mir war diese Bemerkung irgendwie bekannt vorgekommen), also trug ich nur eine leichte Leinenjacke. Der Wegweiser an der Stelle, wo der Pfad anfängt abwärtszuführen, sagt ganz einfach: Phantom Ranch — 18 Meilen — 1500 Meter Abstieg. Die ersten Meilen ging es im Zickzack, während ich mich an der vertikalen Oberfläche von Kaibab und Coconino Kalkstein vorbeiarbeitete. Ich stürzte hinunter in die erstarrten Ueberreste alter Ozeanbetten; brennende Einöden von Flugsand, grosse trübe Sümpfe, Lava, die aus der Höhe herabgeflossen war — sie alle waren jetzt Teile der vielfarbigten Majestät des Grand Canyon. Tafeln bezeichneten die sich ablösenden Erdzeitalter, als ich rückwärts durch die geologische Geschichte ging. Ich sagte mir die Namen immer wieder vor, um sie zu behalten: devonisch, silurisch, kambrisch — die Liste wurde immer länger.

Ungefähr um zehn Uhr sah ich das Loch in der gegenüberliegenden Felsenwand, aus dem die Wasser der Roaring Springs herausschiessen. Vor Jahren war ich mit meinen Eltern bis hierher gewandert, dann hatten wir hier unseren Imbiss verzehrt und waren zurückgewandert auf die Höhe. Das Wasser, das aus offenkundig trockenen Felsen herausschoss, erinnerte mich an den Felsen, vor dem Moses gestanden hatte, als er Wasser für die Israeliten in der Wüste schaffen musste. Die Fülle dieses blau-grünen Wassers wäre ihm gewaltig zu

statten gekommen, genug für hundert Züge von Hebräern. Bevor ich den Seitenpfad zu dem Park bei den Quellen herabstieg, nahm ich einen tüchtigen Schluck aus meiner Feldflasche, riss mir die Jacke herunter und wanderte um die Ecke, wo sich der Pfad ins Nichts zu verlieren schien, als er sich eng dem Felsen anschmiegte, und fing wieder an, hinunter, hinunter, hinunter zu steigen.

Die Sonne wurde erst richtig heiss, als ich den Fuss dieser schwarzen Felsen erreicht hatte. Auf den Tafeln stand, dass ich mich auf dem Boden des arthäozologischen Alters befand. Ausser zwei oder drei winzigen Gestalten am Fuss der Roaring Springs hatte ich den ganzen Morgen noch kein menschliches Wesen gesehen. Die Sonne stand in der Mittagshöhe, und der höllenheisse Pfad wand sich gemächlich zwischen Felsblöcken und über Sanddünen hin zum flachen Grunde des Canyons. Eine Zeitlang folgte er dem Lauf des Bright Angel Creek und ich konnte den Schatten von Baumwollstauden geniessen. Zweimal, als der Pfad den kleinen Fluss schnitt, zog ich mir die Schuhe aus und watete hinüber. Meine rebellischen Füsse, nicht gewöhnt an das, was ich ihnen zumutete, hatten sich wieder entspannt und gelockert. Kurz vor der zweiten Furt kam der Pfad zu einem grossen Rund von Bäumen, in deren Schutz eine kleine Holzhütte und verstreut eine Anzahl von Holztischen standen. Ein grosser Brauner, der am Querbalken angehalfert war, scharrte mit den Hufen und erwehrte sich mit dem Schwanz der Schmeissfliegen, die ihm zusetzen wollten. Ich fand eine Tafel: National Park Dienst und wunderte mich, warum jemand an einer so verlassenem Stelle Dienst tun musste. Ich ging zu den Holztischen hinüber, liess dankbar meinen Rucksack fallen und fing an, mein Essen herauszuholen. Du kannst mir glauben, wenn ich sage, dass es ein vorzüglicher Marschproviant war: Tomaten, Gurken, Käse, Sandwiches mit gepickelten Dingen, kleine Kuchen, eine Tafel Schokolade — alles ausser dem Orangensaft. Verdammt nochmal! Jetzt fiel es mir wieder ein. Die Flasche lehnte wohl noch an dem Zelt, wo ich es letzte Nacht auf dem Gipfel aufgestellt hatte. Wenn auch meine Feldflasche leer war, war das doch keine grosse Gefahr, da ich nur noch sieben oder acht ebene Meilen zur Phantom Ranch vor mir hatte. Ausserdem war ich überzeugt, dass mir das Wasser des Bright Angel Creek kaum schaden würde, wenn ich wirklich durstig würde. Dann überlegte ich mir, dass der Ranger, der hier den Wald hütete, vielleicht etwas Trinkwasser übrig haben könnte. Ich ging mit der Feldflasche in der Hand zurück und klopfte an die hölzerne Aussentür. An der Wand hing ein Sattel und zwei oder drei alte Satteldecken waren über die Ziegelsteine geworfen. Wenn auch die Bäume die Hitze der Sonne etwas dämpften, so war es doch noch bedrückend heiss. Ich nahm den weiträndigen Stetson ab, den ich als Sonnenschutz trug und fächelte mir damit das Gesicht. Keine Antwort. Da ich die Aussentür offen fand, ging ich über den Vorbau und klopfte an die Haustüre. «Jemand zuhause?» blökte ich laut. Ich war sicher, dass ich diesmal ein Geräusch hörte und etwas, das wie ein unterdrückter Fluch klang. Vermutlich beim Mittagsschläfchen, dachte ich. Denkt wohl, da steht wieder so ein idiotischer Tourist draussen mit der üblichen blöden Frage: «Ranger, können einem hier die Bergglöwen gefährlich werden?» Da ich eine gewisse Sympathie fühlte, hing ich die leere Feldflasche wieder über die Schulter und wanderte durch die Bäume zurück. Und doch — ich war sicher, dass noch eine andere Diele in der Hütte geknarrt hatte, und das kitzlige Gefühl hinten an meinem Hals sagte mir, dass jemand mein Weggehen beobachtete. Ich bekämpfte die Versuchung mich umzudrehen, nahm den Rucksack auf und wies meine Beine an, sich wieder ins Zeug zu legen, rechts, links, rechts, links.

Der Pfad führte jetzt wieder abwärts in die untere Sonoran-Zone, ein pflanzliches Gebiet, das demjenigen an der Mündung des Colorado ähnlich war. Je mehr ich an meine leere Feldflasche dachte, desto durstiger wurde ich. Der Pfad verliess das Flüsschen eine Zeit lang, aber dann fiel er steil ab und überschritt ihn wieder gerade unter einem riesigen Felsblock. Direkt unterhalb der Ueberschreitungsstelle breitete sich die felsige Oberfläche weit aus und dort tauchte vor meinen ungläubigen Augen ein kleiner Teich auf, in roten Sandstein gefasst, wie des Schah's schönster Smaragd. Er war klar und tief und ungefähr dreissig Fuss gross. Ich wusste kaum was ich tat, als schon mein Rucksack zwischen zwei Steinen eingeklemmt war, die Schuhe und Hosen in der Sonne lagen und ich meinen Körper in die grüne Tiefe gleiten liess, Stück für Stück, um jedes bisschen dieser kühlen Feuchte zu geniessen. Vielleicht zehn Minuten lang tauchte ich auf und nieder, schwamm hin und her und liess mich zuletzt luxuriös auf dem Wasser treiben, während ich der grausamen Hitze der Sonne lachte. Durch Zufall fing mein Blick eine leichte Bewegung auf den Klippen über mir auf. Als ich näher hinsah, entdeckte ich einen Reiter auf einem Pferderücken. Er hatte dort bewegungslos gestanden, mehrere hundert Fuss höher, für ich weiss nicht wie lange. Etwas verlegen drehte ich mich um und tauchte. Als ich wieder nach oben schaute, konnte ich mir ausrechnen, dass er wusste, dass ich ihn gesehen hatte, denn er war halbwegs den Abhang herunter. Seine Levis waren von der Arizonasonne verblasst, sein ziemlich verkumpeltes National-Park-Dienst-Hemd stand bis zum Gürtel offen und sein weiter Diensthut ritt auf seinem Hinterkopf. Ich konnte mit einem Blick erkennen, dass die dunklen, schwer geformten Gesichtszüge feindlich aussahen.



Ich stand noch immer bis zu den Hüften im Wasser, als der Reiter die Zügel ganz in meiner Nähe scharf anzog. «Mach dich in Dreiteufelsnamen aus dem Wasser,» schrie er wütend. «Weisst du nicht, dass dies das Trinkwasser für die Leute unterhalb ist?» Er blieb im Sattel, während ich schleunigst aufs Ufer kletterte, mich mit einem Stück Hemd abtrocknete und in meine Hose stieg. «Es tut mir leid», fing ich an, während ich im Geheimen das Bild bewun-

derte, das er in seinem Zorn und Stolz bot, auch wenn der Zorn mir selbst galt. «Ich glaubte nicht, irgendeinen Schaden anzurichten, und mir war verdammt heiss.» Ich versuchte ein dünnes Lächeln, aber sein Blick mordete es. Ich habe meine Gründe, nicht in Unstimmigkeiten mit irgendwelcher Polizei zu kommen, selbst wenn es nur N.P.-Wächter sind, also liess ich meine Argumente fallen, schob mir einen Kamm durch mein feuchtes Haar, zog mir die Schuhe an und hob meinen Rucksack auf. Der grosse Braune wieherte und biss in ein Grasbüschel.

Ich drehte mich um und sah, dass der Ranger abgesprungen war und jetzt jede meiner Bewegungen intensiv verfolgte. «Hast du den ganzen Weg vom Gipfel zu Fuss gemacht?» frug er plötzlich, in einem Konversationston.

«Klar. Und ich musste genau so durch deine Wasserzufuhr waten wie dein Pferd.» Um ehrlich zu sein — ich ärgerte mich noch immer über seinen ersten Befehl, aber irgendwie war es ohnehin Zeit, mich wieder auf den Weg zu machen. Mein Kommentar schien ihm keinen Eindruck zu machen — er lehnte immer noch, lang und geschmeidig, an seinem Pferd, während seine Hand auf dem Sattelknopf ruhte. Ich versuchte es nocheinmal: «Weisst du, ich hatte keinen Tropfen Wasser mehr in der Feldflasche, als ich an die Tür deiner Blockhütte klopfte. Ich nehme an, dass ich jetzt mein eigenes Badewasser trinken muss — hoffentlich überlebe ich es.» Der schwache Witz brachte ein winziges Lächeln in sein gutaussehendes Gesicht — und dann war er wieder der staatlich angestellte Ranger.

«Pass auf, dass du das Wasser so sauber wie möglich lässt — und keine Schwimmerei mehr», sagte er.

OK, OK, dachte ich im Stillen, alles wie du willst. Ich drehte mich ohne ein weiteres Wort um und ging auf den Pfad zu, den Kopf voller gescheiter Bemerkungen über dieses ganze Unrecht. Zweimal sah ich mich um, und jedesmal war er noch da, wieder im Sattel, und sah auf mich herab. Ich wanderte weiter, überkommen von dem unbenennbaren Gefühl, das mich immer überfällt, wenn ich denke, eine Gelegenheit nicht wahrgenommen zu haben, jemanden kennenzulernen, dessen Freundschaft mir wohl von Wert gewesen sein könnte. Durch seinen Vorhang von Zorn gab es die Andeutung eines scheuen Handausstreckens nach Freundschaft, verbunden mit der Unfähigkeit, den richtigen Weg einzuschlagen, um eine solche Freundschaft zu gewinnen. Wie viele Menschen dieser Art hat es zu allen Zeiten gegeben! Oft sind sie von aussen gesehen die starken, schweigsamen, sich selbst erhaltenden Naturen, tragisch unfähig, ihren Beitrag zu dem Netz menschlichen Verständnisses und der Freundschaft zu leisten, aus dem der Stoff der Menschheit gewoben ist.

Das Ende meiner Wanderung zu der Ranch war ereignislos, ausser dass sich mein Knie wieder bemerkbar machte. Den Knieschaden hatte ich vom Fussballspielen in der Schule geerbt. Jetzt rebellierte das Knie gegen die Ueberanstrengung. Die Schatten von den meilenhohen Klippen hatten sich schon über den Canyon geschwungen, als ich die Fussgängerbrücke über den Colorado erreichte und überschritt, und berührten gerade die andere Seite. Das Essen war ausgezeichnet, ich trank sieben Tassen Tee und lernte ein hübsches Mädchen aus Pittsburgh kennen, das von erfrischender Natürlichkeit war. Sie und ich und eine Reihe anderer, die zu Pferd von El Tovas geritten waren, schwammen im grossen Teich der Ranch. Es gefiel mir lange nicht so gut wie der natürliche Teich, der hinter mir lag, und ich musste wieder an den seltsamen Cowboy denken, wie er jetzt einsam in seiner Blockhütte bei dem Bergpfad sass. Vor was lief er

davon, um in dieser Einsamkeit seinen Dienst zu tun oder war er nichts weiter als einer der ewig Fremden, die in der Isolierung leben müssen, in der sie nur atmen können? Während ich noch darüber grübelte, schlief ich unter einem schmalen Ausschnitt des Himmels ein, an dem die Sterne in kalter Symmetrie ihre Bahn zogen.

Am nächsten Morgen wurde ich um halb fünf von der Küche geweckt. Eine halbe Stunde später hatte ich geduscht, mich angezogen, gefrühstückt und meinen kalten Mittagsimbiss geholt, den mir die Jungen in der Küche bereitmacht hatten. Dann verliess ich das Gebiet der Ranch. Die sandige Erde war feuchtkühl. Der Duft wachsender Pflanzen lag in der Luft. In der Entfernung sah ich den Teich unter einem Stück Morgennebel. Seine Wasser eilten seiner lärmenden Mutter weiter unten zu. Die Spitze des Shinumo Altars, eine Meile über mir, lag schon in den ersten Strahlen der Morgensonne; hier unten war es immer noch Nacht. Schadet nichts — ich musste mich früh auf die Beine machen, wenn ich den Gipfel erreichen wollte, denn mein Knie hatte schon wieder angefangen, mich zu ärgern. An der ersten Stelle, wo der Pfad nach oben ging, musste ich mir schon einen Stock zur Hilfe schneiden. Ich verfluchte mich selber, dass ich vergessen hatte, meinen Basketball-Knieschutz mitzunehmen, durch den der Stock überflüssig gewesen wäre. Um halb zehn sah ich die Felskante vor mir, hinter der das Wasser meines Schwimmbasins lag. Ich traute meinen Augen nicht, denn dort stand der grosse Braune angehalftert, beinahe an der selben Stelle, an der er gestern gestanden hatte. Hütete dieser Kerl immer noch seinen kostbaren Teich, fragte ich mich selbst im Zorn. Denn um die Wahrheit zu gestehen — hatte ich damit gerechnet, noch einmal heimlich ins Wasser zu gehen und damit meinem steifen Knie eine Wohltat zu erweisen. Als ich voller Schmerzen über die Felskante humpelte, sah ich meinen Rangerfreund flach auf einem Felsen neben dem Teich liegen; seine schwarzen Badehosen waren noch feucht vom Wasser, das wieder in seine Badestelle zurückfloss! Er hörte meine Tritte, richtete sich auf dem rechten Ellbogen auf, hielt die Hand über die Augen und grüsste ziemlich dämlich.

Ich war viel zu wütend, um diesen Stimmungswechsel hoch einzuschätzen — jetzt hatte ich eine Gelegenheit, einige der klugen Reden anzubringen, die mir gestern auf dem Weg zu spät eingefallen waren. «Ich bin ja so froh», sagte ich, «dass Waldhüter das Wasser nicht in der Weise beschmutzen, wie es gewöhnliche Sterbliche tun.»

«Hör schon auf», er lächelte entwaffnend. «Es tut mir leid wegen gestern.» Er hielt inne und schaute mich einen Augenblick ernst an; es war ein direkter Blick, der das auszuwischen schien, was er gestern gesagt hatte. «Weisst du eigentlich den wirklichen Grund, warum ich dir das Baden verbot?» fuhr er zuletzt fort. «Ich sah dich, als du gestern an mein Blockhaus kamst und ich — na ja, ich hatte nicht die Courage, dir die Türe zu öffnen. Als du dann weggingst, bin ich dir den ganzen Weg auf meiner alten Cleo da nachgeritten», er nickte nach dem Pferd hin, «— frag mich nicht warum — und ich beobachtete dich, wie du ins Wasser gingst. Während der ganzen Zeit hatte ich mich entschlossen, dass ich mit dir reden wollte, aber ich wusste nicht, was ich hätte sagen können, das einen Sinn gehabt hätte. Dann fiel mir ganz plötzlich ein, dass ich dir das Schwimmen untersagen könnte, aber — na ja — das ging alles schief —» er liess die Worte ausklingen, gleichsam als wäre es eine Riesenanstrengung gewesen sie auszusprechen.

«Das war ja eine verdammte Art und Weise miteinander bekannt zu werden», sagte ich verständnisvoll. «Du meinst also, dass ich heute schwimmen k a n n , ohne jemand zu vergiften?»

«Klar. Mach schon los. Das Wasser ist heute morgen herrlich.»

«Uebrigens, ich heisse Don — Don Feiler», sagte ich, setzte mich neben ihn und streckte ihm die Hand hin. Grosser Vater, hat der eine kräftige Hand, dachte ich im Stillen. Er drückte mir die Hand fest, aber nicht mit einem knochenbrechenden Druck; der Kerl hatte es nicht nötig, irgendjemand seine Stärke zu beweisen.

«Bill Johnson», sagte er. «Freue mich, dich kennenzulernen.»

Ich zog mich aus und sprang hinein; ich schwamm unter Wasser, damit das kühle Element in alle Poren meines Körpers eindringen konnte. Als ich wieder hochkam, sass der Ranger mit gekreuzten Beinen am Ufer und schaute auf mich herab. «Was ist eigentlich mit deinem Bein los?» fragte er. «Mir ist aufgefallen, dass du es etwas nachziehst.»

Als ich es ihm erzählt hatte, sass er da und dachte einen Augenblick nach. «Das Beste wird sein, wenn du jetzt etwas ausruhst», fing er an, «über den Quellen ist der Anstieg elend steil. Du kannst auf Cleo zum Blockhaus reiten, und dann kann ich dir das Knie vielleicht bandagieren. Ich habe dafür was in der Hütte.»

Ich kletterte aus dem Wasser und sass da, während ich beobachtete, wie die glänzenden Wassertropfen von meinem Körper herabliefen. «Ein bisschen Schwimmen ist gut zur Entspannung», sagte ich, während ich mir die Knie-scheibe rieb und das Bein versuchsweise bewegte.

Bill kämpfte so hart mit einer Gefühlsbewegung, dass es sich in seinen Gesichtszügen spiegelte. «Weisst du, warum ich dir gestern folgte —» Ich konnte sehen, wie er sich anstrengte, die richtigen Worte zu finden. Er verfiel wieder in ein Schweigen, während er mich ernsthaft anblickte, als ob er hoffte, dass ich ein bisschen von dem verstanden hätte, was er gesagt hatte.

Das Traurigste in der Welt ist für mich, wenn zwei Menschen versuchen sich kennenzulernen und — sei es aus Furcht oder Unwissen — es nicht fertigbringen, die Entfernung zwischen sich zu überbrücken und beide dann ihren Weg getrennt fortsetzen und jeder seinen eigenen schmerzlichen Verlust spürt. Vor einiger Zeit hatte ich mich entschlossen, dass mir so etwas nicht passieren sollte, einfach weil ich es nicht fertiggebracht hatte, das zu sagen, was in meinen Gedanken war; lieber mich zu weit vorwagen oder jemand einen Schock versetzen, als überhaupt nichts zu sagen. Also mach los, dachte ich bei mir.

«Such' nicht nach Worten», fing ich an. «Offen gesagt, wenn ich an deiner Stelle gewesen wäre, wäre ich dir auch gefolgt und hätte vermutlich genau so wie du gehandelt. Der Grund bei mir wäre allerdings gewesen, dass ich homosexuell bin.» So, nun war es gesagt, und das Schlimmste, was passieren konnte, war, dass er mir auf den Schädel hauen würde.

Statt dessen grinste er vergnügt und hielt mir seine Hand hin. «Schlag ein», sagte er. «Es ist grossartig, jemand zu treffen, der den Mut hat, es ehrlich zu sagen. Ich glaube, man muss wohl selber so sein, um einen andern zu erkennen, meinst du nicht auch?» Er deutete auf sich selbst und lächelte.

*Bild und Erzählung mit freundlicher
Erlaubnis der Zeitschrift ONE entnommen.*

Uebersetzt von Rudolf Burkhardt